

Damals war es eine äußere, diesmal ist es eine innere Krankheit, die gleich einem schleichenden Fieber an meinem Herzen nagt. Ich habe für diese Krankheit weder jetzt noch nach dem Kriege Hoffnung auf Genesung; ist es da nicht besser, wenn ihr ein schnelles Ende bereitet wird, und ist der Krieg nicht hiezu das geeignetste Mittel?"

Alwine, welche immer noch glaubte, daß Eduard von der Französin, als dem Gegenstand seiner Liebe sprach, antwortete: „Ich weiß wohl, daß Sie unter den gegebenen Umständen leiden müssen, aber Sie dürfen deshalb die Hoffnung nicht fallen lassen, daß sich dennoch nach dem Kriege Ihr Wunsch erfüllen könne.“

„So kennen Sie bereits den Grund meines Leidens, Alwine, und Sie zürnen mir nicht, daß ich die Kühnheit gehabt, Ihnen offen die Falten meines Herzens darzulegen?"

„Ich zürne Ihnen nicht, Eduard, sondern ich bemitleide Sie aus tiefster Seele. Irgend fassen Sie Muth, Sie gehören sich jetzt nicht mehr selbst, sondern dem Vaterlande an, und später, so glaube ich, wird die Macht der Liebe alle Hindernisse überdauern.“

„Haben Sie Dank für diesen Trost,“ sagte Eduard schmerzlich bewegt: „Sie haben Recht, ich gehöre jetzt dem Vaterlande an. So leben Sie wohl.“

Stumm blieb der Mund, als die Hände Weiber in einander ruhten. Wie ganz anders hätte der Abschied sein können, wenn dieses unselige Mißverständnis nicht gewesen wäre.

Noch einmal trafen sich ihre Augen mit dem Ausdruck inniger, aber doch verständnißloser Liebe, dann wandte er sich ab und schritt wankenden Schrittes nach dem Ausgange des Gartens, während ihm Alwine eine stille Thräne nachsandte.

Gott hatte es gewollt, daß die schrecklichen Greuel des verheerenden Krieges, den der übermüthige Korso so leichtsinnig heraufbeschworen, sich nicht auf Deutschland, sondern auf das blühende Frankreich übertragen. Zwei der mächtigsten Völker standen sich in heißem Kampfe gegenüber; der eine Theil für die Erhaltung seiner Landesgrenze und für die Ehre des Vaterlandes, der andere für die übermüthige Laune und Annektionsgelüste seines Herrschers.

Wie unter solchen Umständen die Entscheidung ausfallen würde, war vorauszu sehen.

In mehreren gewaltigen Schlachten, in denen so manches hoffnungsvolle Leben von der Sichel des Todes hinweggerafft wurde, waren dem Herausforderer unheilbare Wunden geschlagen. Aber noch war er nicht überwunden, denn der Süden seines Landes besaß noch kampfesfähige Männer genug, um diese dem Besieger entgegenzusetzen.

Aber die wackeren Sieger hielten treue Wacht; sie wollten sich die einmal errungenen Vortheile nicht wieder entziehen lassen und kluglos, opferwillig erlitten sie alle Strapazen und Entbehrungen, die ihnen der Krieg auferlegte.

Eine solche Heldenschaar war es auch, die nach anhaltendem ermüdendem Marsche unter freiem Himmel nächtigen mußte. Ein Doppelposten war zur Sicherung des Lagers aufgestellt und inmitten der lagernden Krieger standen rathschlagend eine Anzahl Offiziere. Dästerer Ernst malte sich auf ihren Bügen und ernst und bestimmt ließ sich die Stimme des Obersten vernehmen: „Wir müssen uns morgen mit dem Corps zu vereinigen suchen, wir können nicht länger isolirt marschiren. Jedoch will es mir scheinen, als wenn die Vereinigung auf dem jetzt eingeschlagenen Wege nur durch einen Kampf bewerkstelligt werden könnte, und dazu ist es nothwendig, daß man dem Corps-Commandeur von unserer Nähe Nachricht gebe. Ein einseitiges Angreifen gegen den vor uns stehenden überlegenen Feind hieße die Menschen nutzlos opfern, die Uebermacht würde uns erdrücken. Um zu dem Corps zu gelangen, gilt es nur einen, den hier auf der Karte bezeichneten Weg, und dieser wird aller Wahrscheinlichkeit nach, da der Feind nicht wissen kann, daß wir ihn kennen, unbefestigt sein. Wer von den Herren würde sich nun freiwillig dazu verstehen, den Weg zu unternehmen? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Weg keineswegs gefahrlos ist, denn wenn der Feind von unserer Nähe unterrichtet ist, wofür die von ihm ausgesandten Patrouillen sprechen, so dürfte er, wenn er auch den Weg nicht geradezu besetzt hält, doch in der Nähe desselben weilen. Deshalb ist doppelte Vorsicht bringend geboten, und nun frage ich nochmals: wer ist freiwillig geneigt, diesen Gang zu unternehmen?"

Nach einer nur wenigen Sekunden währenden Pause meldete sich ein junger Lieutenant zu dem Unternehmen, der sich schon wiederholt durch muthvolle Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

„Ich nehme Ihren Antrag an, Herr Frey,“ sagte der Oberst, diesem die Hand reichend, „ermähne Sie aber nochmals, auf Ihrer Hut zu sein, denn ich würde einen so braven Offizier, wie Sie es sind, nur ungern verlieren.“

Von dem eine halbe Stunde vom Lagerplatze gelegenen Dorfe ertönte soeben die Mitternachtsstunde,

als sich der Lieutenant Frey mit fünf Gemeinen seiner Weisung zufolge auf den Weg machte. Sein Weg führte ihn zuerst durch eine von hohen Hügeln gebildete Schlucht, dann aber über ein Plateau, das sich etwa eine Viertelstunde weit ausdehnte. Hier auf senkte sich der Weg, der nun durch eine dichte Waldung zu führen schien, nochmals, und schon glaubten die Tapferen die größte Gefahr überstanden zu haben, als sie von nordöstlicher Richtung her mit Gewehrflügeln förmlich überschüttet wurden.

Es war eine mondhele Nacht und Eduard bemerkte jetzt recht gut die Zahl der Feinde, gleich wie diese ihn und seine Truppe bemerkt und an der Uniform erkannt hatten.

Wohl einsehend, daß er der Ueberzahl gegenüber machtlos sei, gab Eduard seinen Leuten den Befehl, im Eilschritt die eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen, denn zurück konnte er nicht mehr, weil er auf dem Plateau noch vielmehr den Gewehrläufen der Feinde ausgesetzt war.

Raum hatte er jedoch den Befehl erteilt, als er und seine Truppe abermals von einer Gewehrsalve überschüttet wurde.

Unwillkürlich faßte sich Eduard mit der linken Hand nach der rechten Achsel. Er fühlte sich getroffen. Dem in Mitleidenschaft gezogenen Arm entsank der Degen, und es blieb ihm nichts übrig, als dem ihn begleitenden Gefreiten seine Instruktionen zu übertragen und ihn, wie auch die übrigen zur größten Eile anzuspornen. Bald waren seine Begleiter in dem Dickicht des Waldes entflohen, und er selbst setzte sich auf einen Baumstumpf, hier ruhig die Ankunft des Feindes erwartend, da die durch jede schnelle Bewegung sich geltend machenden Schmerzen ihn die weitere Flucht verhinderten.

Es war ein etwa 30 Mann starkes Detachement Franzosen, die auf ihn einströmten. Als diese jedoch bemerkten, daß sie es mit einem Verwundeten zu thun hatten, der sich nicht mehr zu vertheidigen vermochte, stellten sie die Feindseligkeiten gegen ihn ein. Der das Detachement kommandirende Offizier bat ihn in aller Höflichkeit um seinen Degen und erklärte ihn für seinen Gefangenen.

Nachdem man seine Wunde mit einem Nothverband versehen hatte, mußte Eduard, den man auf jede Art und Weise, aber vergeblich auszuforschen versucht hatte, der feindlichen Schaar folgen. Trotz der großen Schwäche, die ihm der reichliche Blutverlust verursacht, mußte Eduard noch gegen 2 Stunden marschiren, bis er endlich mit seinen Begleitern ein Dorf erreicht hatte. Es war ein in Bezug auf die Quartier seiner Häuser von Wohlstand zeugender, freundlich einladender Ort, in welchen sie einmarschirten. Sie durchschritten die lange Dorfstraße und gelangten endlich vor einem hohen, mit einer ausgehauenen Mauer umgebenen Landhause; hier machten sie Halt.

Nachdem der Offizier seinen Leuten bedeutet hatte, daß sie sich in ihre Quartiere begeben sollen, wandte er sich gegen Eduard, den er übrigens, weil er auch Offizier und der französischen Sprache mächtig war, mit aller Zuvorkommenheit und Achtung behandelte. „Hier befindet sich mein Quartier und Sie müssen schon die Freundlichkeit haben, dasselbe diese Nacht mit mir zu theilen. In meinem Zimmer befinden sich zwei Betten, auch will ich dafür sorgen, daß Sie gleich bei Anbruch des Tages ärztlich bedient werden, denn jetzt in der Nacht wird sich das nicht mehr gut thun lassen. Jedoch will ich soviel zu erwirken suchen, daß Ihnen durch die Dienerschaft des Hauses noch einige Kaltwasserumschläge gemacht werden. Ein anderer an meiner Stelle hätte Sie vielleicht ohne Berücksichtigung Ihrer Wunde gleich weiter geschickt, jedoch glaube ich, daß es damit keine große Eile hat, denn es sind Maßregeln getroffen, die Ihren Landsleuten die Lust zum weiteren Vordringen benehmen werden, und ich hoffe, daß mir doch noch das Vergnügen zu Theil werden wird, in Berlin den Frieden diktiert zu sehen.“

Es war also Großmuth, die der Franzose in seiner Handlungsweise gegen Eduard übte. Der Verblendete, hätte er das Lächeln gesehen, welches bei diesen Worten über die Büge seines Gefangenen flog, er hätte jedenfalls entweder nicht so gesprochen, oder ihn unachtsamlicher behandelt.

Eduard war übrigens bis zum Tode erschöpft. Seine Wunde war durch die ungeheure Anstrengung eine höchst bedenkliche geworden, und es war die höchste Zeit, daß derselben genügende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Nach langem Zureden von Seiten des französischen Offiziers hatte sich ein alter Diener des Hauses dazu verstanden, den Rest der Nacht bei Eduard zu verbringen und dessen Wunde zu pflegen. Eduard beneidete den Franzosen, der, jedenfalls auch ermüdet, in voller Uniform auf seinem Lager lag und fest eingeschlafen war, während ihn die Schmerzen nicht schlafen ließen.

Das Zimmer, in dem sich Eduard befand, war äußerst luxuriös ausgestattet und zeugte von großem Wohlstand. Jedoch war es ihm noch nicht in den Sinn gekommen, nach dem Namen des Besitzers zu fragen; er dachte vielmehr an das, was die Zu-

kunft bringen würde. Verwundet und gefangen in den Händen der Feinde, war die Fernsicht eine höchst trostlose. Er ließ noch einmal seine ganze Vergangenheit vor seinem geistigen Auge vorüberziehen, er dachte an seine letzte Stellung, an Wohlmann und — Alwine. „Ob auch sie meiner wohl gedenkt? Sie wird in den Armen Hellmuths längst vergessen haben, daß mein Herz für sie lebt und schlägt; sie gab mir ja nur einen ungewissen Trost mit dem Zusatz, daß ich jetzt dem Vaterlande angehöre. Sie hat Recht, ich gehöre jetzt dem Vaterlande an; es war gut, daß sie mich daran erinnert hatte, sonst hätte ich vielleicht vergessen können, daß ich nur ein Untergebener ihres Vaters war.“

Nach Verfluß einiger Stunden war endlich der Tag hereingebrochen. Aus einem leichten Halbschlummer, der sich Eduards bemächtigt hatte, wurde er plötzlich durch lautes Lärmen und Wassengerassel, das von außen her ertönte, aufgeschreckt.

So schnell es seine Wunde gestattete, sprang Eduard von seinem Lager auf, um zu sehen, was die Ursache dieser Störung sei. Ein freudiger Schreck ergriff ihn, als er am Ende des Dorfes die Uniformen der deutschen Soldaten erkannte. Jetzt war er gerettet und der Schmach, als Gefangener fortgeführt zu werden, enthoben.

Worüber Eduard aber noch mehr erstaunt war, das war die Sorglosigkeit des sein Quartier theilenden französischen Offiziers, der sich immer noch in festem Schlafe befand, bis endlich ein Diener hereinstürzte und diesen gewaltsam aufrüttelte. Ehe jedoch der Offizier mit sich selbst darüber einig war, was er beginnen sollte, da hatten bereits seine Truppen im Dorf die Waffen abgelegt. Zähenirrend stand der Franzose am Fenster und blickte beschaamt auf das unehrenvolle Benehmen seiner Soldaten. „Ihr Deutschen seid doch überall da, wo man Euch nicht vermuthet“, sagte er, indem sein wüthender Blick Eduard streifte.

„Sie sind im Irrthum, mein Herr,“ entgegnete Eduard gelassen und halb scherzend, „Ihr Franzosen laßt Euch immer da suchen und finden, wo Ihr nicht sein solltet.“

Was Eduard noch freudiger stimmte, war die Wahrnehmung, daß es sein eigener Truppentheil war, der den Coup gegen die Franzosen ausgeführt hatte. Ohne auf den Offizier, dem er als Gefangener immer noch verpflichtet war, zu achten, und mit der linken Hand nothdürftig seine Toilette erdnend, eilte er aus dem Zimmer, um den Oberst, der gerade vor dem Hause hielt, zu begrüßen.

Raum hatte Eduard den Korridor betreten, als sich die Thür eines Nebengemaches öffnete und zu seinem maßlosen Erstaunen eine ihm längst bekannte Dame auf der Schwelle desselben erschien.

Wie festgebannt blieben die Beiden vor Ueber- raschung stehen und fast gleichzeitig entschlüpfen ihnen die Worte:

„Eduard!“

„Florentine!“

Es verstrichen mehrere Sekunden, ehe sich der Bann gelöst hatte, den die Ueberraschung in Beiden hervorgebracht. Endlich hub Florentine an: „Ist Ihr Besuch in meinem Hause ein persönlich-friedlicher, so gestatten Sie mir die Bemerkung, daß die Zeit, noch mehr aber Ihre Kleidung, hierzu schlecht gewählt; die Zeit wegen der gegenwärtig zwischen Deutschland und Frankreich herrschenden Feindschaft, Ihre Kleidung, weil Sie in derselben ebenfalls ein Bekämpfer unseres Vaterlandes sind. Sind Sie jedoch als Feind und Sieger hier anwesend, so kann ich Ihnen eine solche, gleichsam erzwungene Gastfreundschaft nicht wehren, denn wir sind ja die Besiegten.“

Die letzten Worte der Französin verklangen leise, wie in Trauer um das Schicksal, das das geliebte Vaterland getroffen, dabei waren ihre Wangen von einer hellen Röthe überzogen, die das Gefühl berechtigter Vaterlandsliebe auf denselben gezaubert.

Eduard, dem der angeschlagene Ton der Französin zwar frappirte, glaubte dieser dennoch unter den gegenwärtigen Umständen Gerechtigkeit widerfahren lassen zu müssen, und entgegnete in besänftigendem Tone: „Ihr Patriotismus macht Sie hart und vorurtheilsvoll, mein Fräulein; nach dem, was Sie mir eben gesagt, darf ich also meine gegenwärtige Lage noch als ein Glück bezeichnen, denn ich befinde mich weder in der einen, noch in der andern der von Ihnen erwähnten Eigenschaften hier, sondern —“

„Sie wären der Offizier, den man in letzter Nacht gefangen hier eingebracht?“ warf Florentine ein.

„Sie haben es errathen und erschen daraus, daß ich nur ein unfreiwilliger Besucher Ihres Hauses bin.“

„Sind Sie nicht verwundet, Herr Frey?“ fragte sie jetzt mit einer gewissen Aengstlichkeit in der Stimme; „mein Diener sagte mir davon.“

(Fortsetzung folgt.)